



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE **JESUS**

Wintersemester 2025/26

PREDIGTEN

1 Rabbi

Markus 7,1–15

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin

20. Sonntag nach Trinitatis, 2. November 2025

2 Messias

Sacharja 9,9–10

Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 16. November 2025

3 Mensch

Philipper 2,6–11

Prof. Dr. Martin Wallraff

2. Advent, 7. Dezember 2025

4 Erlöser

Hiob 19,23-29

Prof. Dr. Jörg Lauster

4. Advent, 21. Dezember 2025

5 Kind

Lukas 2,41-52

Prof. Dr. Daria Pezzoli Olgiati

1. Sonntag nach Epiphanias, 11. Januar 2026

6 Auferstandener

Johannes 20,11-18

Prof. Dr. Christine Jacobi

3. Sonntag nach Epiphanias, 25. Januar 2026

Rabbi
Jesus-Worte

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin
20. So. nach Trinitatis, 2.11.2025

Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Mk (2,17)
Wie können die Hochzeitsleute fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist! (Mk 2,19)

Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen. (Mk 2,27)

Darf man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun, Leben erhalten oder töten? (Mk 3,4)

Siehe, das sind meine Mutter und meine Brüder. (Mk 3,34)

Ein Prophet ist nirgends verachtet außer in seiner Vaterstadt und in seinem Hause. (Mk 6,4)

Was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht. (Mk 7,15)

Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns. (Mk 9,40)

Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. (Mk 10,9)

Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht. Denn solcher ist das Reich Gottes. (Mk 10,14)

Niemand ist gut als der Eine Gott. (Mk 10,18)

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. (Mk 12,17)

Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden. (Mk 12,27)

Diese Witwe hat mehr als alle in den Gotteskasten gelegt. (Mk 12,41-43a)

Liebe Gemeinde,

„Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Meister; ihr aber seid alle Brüder“ (Mt 23,8). Diese Mahnung legt das Matthäusevangelium in der Pharisäerrede Jesus in den Mund, und der Evangelist hält sich daran. Im Markusevangelium sagt Petrus auf dem Berg der Verklärung: „Rabbi, hier ist für uns gut sein“ (Mk 9,5). Bei Matthäus sagt er: „Herr (*kýrie*),

hier ist gut sein!“ (Mt 17,4). Bei Markus bittet der blinde Bartimäus: „Rabbuni, dass ich sehend werde!“ (Mk 10,51). Matthäus lässt an dieser Stelle zwei Blinde sagen: „Herr (*kýrie*), dass unsere Augen aufgetan werden!“ (Mt 20,33). Bei der Sturmstillung nach Markus fragen die Jünger: „Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?“ (Mk 4,38). Im griechischen Text steht hier *didáskale* „Lehrer“, aramäisch „Rabbi“. Matthäus lässt die Jünger stattdessen sagen: „Herr (*kýrie*), hilf, wir verderben!“ (Mt 8,25). Matthäus macht Ernst damit, dass der auferweckte und wiederkommende Jesus für die Christen kein Rabbi ist, sondern der Herr. Einzig den Verräter Judas lässt er gegen die Regel verstoßen, wie wir es aus der Matthäuspasion im Ohr haben: „Bin ich's, Rabbi?“ (Mt 26,25). „Gegrüßet seist du, Rabbi, und küsste ihn“ (Mt 26,49). Man sieht, wie sich die Überlieferung unter dem Einfluss der Osterbotschaft allmählich verändert hat. Daraus lässt sich im Rückschluss entnehmen, dass Jesus tatsächlich ein Rabbi gewesen ist.

Aramäisch „Rabbi“ oder „Rabbuni“ bedeutet einfach „mein Großer“ oder „mein Herr“. So nannte der Sklave seinen Herrn, der Geselle seinen Meister, der Schüler seinen Lehrer. Im palästinischen Judentum der Zeit Jesu galt die Anrede vor allem dem Lehrer der Tora. Wer in der Tora kundig sein wollte, brauchte einen Lehrer. Wer bei einem Toralehrer in die Lehre gehen wollte, bewarb sich bei ihm und wurde bei Eignung als Schüler angenommen. Solche Schüler hatte auch Jesus; denn diejenigen, die wir „Jünger“ nennen, heißen auf Griechisch *mathētaí*, also „Schüler“. Bei Jesus bewarb man sich allerdings nicht. Die Evangelien erzählen, dass er seine Schüler von sich aus berief, bis er einen Kreis von zwölf um sich hatte. Hinzu kamen auch etliche Schülerinnen. Das war ungewöhnlich. Die Bekannteste unter ihnen ist Maria aus dem Ort Magdala, die Magdalena, die Jesus bis an sein Grab gefolgt sein soll und am Ostermorgen zur Zeugin wurde.

Wer Lehrer sein will, muss Schüler gewesen sein. Doch über Jesu Bildungsweg schweigen die Evangelien. Sie lassen Jesus als Gottessohn von Anfang an aus eigener Vollmacht sprechen. Daher wissen wir nur, dass Jesus gelernt haben muss, aber nicht bei wem. Da er von Johannes im Jordan getauft wurde, ist es möglich, dass er zu dessen Schülern gehört hat. Zwischen

Johannes und Jesus bestand ein Autoritätsgefälle, das die spätere Überlieferung nicht gelten lassen konnte. Sie hat Johannes zum Wegbereiter degradiert und ihn sagen lassen: „Nach mir kommt, der stärker ist als ich; ich bin nicht wert, dass ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe löse“ (Mk 1,7). Ob Jesus bei Johannes gelernt hat oder nicht, jedenfalls hat er sich von ihm gelöst. Anders als Johannes, der die Taufe der Buße predigte zur Vergebung der Sünden (Mk 1,4), predigte Jesus: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Für Jesus war das Reich Gottes so nahegekommen, dass es schon jetzt das ganze Dasein bestimmte. Er lebte in der Gegenwart des kommenden Gottes. Das war seine Grundüberzeugung, aus der sich alles übrige erklärt.

Jesus war ein guter Lehrer. Was er seinen Jüngern beibrachte, das hat die Christenheit durch ihre ganze seitherige Geschichte begleitet, und es bestimmt bis heute unser Selbstverständnis als Christen und unser Verhalten. Statt Lehrsätze von sich zu geben, erzählte Jesus Geschichten. So tun es kluge Lehrer. Um zu zeigen, was es mit dem kommenden Gottesreich auf sich hat, erzählte er vom Sämann: „Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre“ (Mk 4,28). Statt zu erklären, was Buße ist, erzählte er von dem verlorenen Sohn, der heimkehrt in die offenen Arme des Vaters und dort sofort und selbstverständlich aufgenommen wird (Lk 15,11–24). Die Pointen verfangen sich in den Köpfen wie Angelhaken. Als Jesus gefragt wurde: „Rabbi, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“, erzählte er von dem barmherzigen Samariter und endete mit der Frage, die er uns bis heute stellt: „Welcher von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war?“ (Lk 10,36). Ein guter Lehrer lässt die Antwort dem Schüler.

Jesu Lehre hat Schule gemacht. Seine Schüler wurden selber Lehrer: „Geht hin und lehret alle Völker!“ (Mt 28,19). Sie haben die Lehre Jesu weitergetragen und auch weiterentwickelt. Das taten sie durchaus kongenial. Deshalb können wir nicht mehr so einfach sagen, was wirklich auf Jesus

zurückgeht. Es gibt zwischen den Evangelien und sogar in ihnen beträchtliche Unterschiede. Das Matthäusevangelium legt Wert darauf, dass die Lehre Jesu mit der Tora übereingestimmt habe: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Mt 5,17). Anders die Redenquelle, die innerhalb der Evangelien Matthäus und Lukas erhalten geblieben ist und aus der die Bergpredigt stammt. Dort sagt Jesus: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist, ich aber sage euch ...“ (Mt 5,21–22). Die großen Beispielerzählungen des Lukasevangeliums sind ganz anders als die Endzeitgleichnisse des Matthäusevangeliums mit ihrem brutalen Schluss: „Da wird sein Heulen und Zähneklappen“ (Mt 22,13; 24,51; 25,30). Daneben steht die Mahnung zur Sorglosigkeit: „Seht die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch“ (Mt 6,26). Wieder anders die goldene Regel: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ (Mt 7,12). Diese Maxime ist das Grundprinzip aller vernünftigen Ethik. Dafür brauchte es allerdings nicht Jesus. Das haben andere ähnlich gesagt.

Noch anders klingen die Aussprüche, die in den Streitgesprächen des Markusevangeliums überliefert sind. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich diese Sprüche für authentisch halten. Nicht nur, weil sie sich in dem ältesten Evangelium finden, sondern weil sie einen deutlichen Charakter haben, der sie von anderer Lehre scheidet und zugleich untereinander verbindet. Die zugehörenden Sprüche sind alle in kleinen Szenen überliefert, deren Pointe sie bilden. Diese Inszenierung hat sich aus den Sprüchen entwickelt. Sie ist deren Verpackung, die sie vor dem Vergessen bewahrt hat. Man kann dieses literarische Einwickelpapier auch weglassen und versteht trotzdem, was gemeint ist.

Wir haben als Lesung bereits drei dieser Szenen gehört (Mk 10,2–9.13–15; 2,23–28). Hier eine vierte: „Die Pharisäer und die Schriftgelehrten fragten ihn: Warum essen deine Jünger das Brot mit unreinen Händen? Er aber sprach zu ihnen: Was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht“ (Mk 7,5.15) Das ist ein Spruch, den keiner mehr vergisst: schlagend, witzig, auch gewagt. Aus dem Menschen kommt unten

viel heraus, und man wäscht sich danach die Hände. Aber auch oben kommt viel heraus, und auch da möchte man sich nicht selten in Unschuld die Hände waschen und beißt sich stattdessen auf die Zunge. Dem Propheten Jesaja entfährt es, als er sich im Tempel mit Gott konfrontiert sieht: „Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen!“ (Jes 6,5). Unsauber geht es unter uns oft zu, in Wort und Tat, und wer das zum Kotzen findet, sollte nicht mit dem Finger zeigen, sondern sich fragen, was der eigene Anteil ist. *„Was aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen unrein macht.“*

Es geht um den richtigen Maßstab im Denken und Handeln, vor Gott und den Menschen. Dieser Maßstab entwickelt sich nicht aus starren Prinzipien, sondern aus den Umständen, aus dem, was jeweils angemessen ist: *„Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen“* (Mk 2,27). Ein solcher Ausspruch bedeutet nicht, dass der Mensch der absolute Maßstab sein soll. Im Gegenteil: Es geht um den Maßstab Gottes. Der Sabbat ist die gute Ordnung Gottes, weil er uns auf die grundlegende Passivität unseres Daseins verweist. Ich werde mir von Gott geschenkt. Ich kann mich nicht machen und muss mich nicht machen. Vielmehr darf und soll ich mich annehmen. Und so soll ich auch den anderen annehmen. Deshalb soll ich einmal die Woche einfach die Hände in den Schoß legen, aber nicht als Zwang, sondern in Freiheit.

Der Sabbat bringt uns die Menschlichkeit und die Menschenwürde in Erinnerung, und das heißt: die Würde jedes Menschen. Gerade deshalb wäre es falsch, ihn zum Prinzip zu machen. *„Darf man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun, Leben erhalten oder töten?“* (Mk 3,4). Mit seinen Sprüchen stopft Jesus der Kleingeisterei den Mund. Spätere haben diesen Schneid nicht mehr gehabt. Sie haben Jesus einerseits christologisch überhöht: *„So ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat“* (Mk 2,28), andererseits seine kühne Deutung einzufangen versucht, indem sie auf Davids Notlösung zur Zeit des Hohenpriesters Abjatar verwiesen (Mk 2,25–26).

Statt herumzureden und herumzudrucksen, haut Jesus die Pointen heraus. Er hätte im Kabarett auftreten können. Er hat ein untrügliches Gespür für

Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Er fordert heraus, fordert und fördert die Selbsterkenntnis. „Niemand ist gut als der Eine Gott“ (Mk 10,18).

In der Gegenwart des kommenden Gottes stellen sich die Maßstäbe von selbst ein: was wichtig ist, und was unwichtig und unmaßgeblich ist; was bleibt, und was vorläufig ist. Das Leben gewinnt Klarheit und Leichtigkeit. „Wie können die Hochzeitsleute fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Mk 2,19). Die Nähe Gottes muss man nicht herbeizwingen. Sie ist ja da. Sie ist Freudenzeit, kein Anlass, sich und andere zu kasteien. Vielmehr soll man sich die Kinder zum Beispiel nehmen. „Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht. Denn solcher ist das Reich Gottes“ (Mk 10,14). Wie Kinder einfach da sind, noch unbeschwert und ohne über den Sinn ihres Daseins zu grübeln, so will das Reich Gottes ohne viel Nachdenken angenommen werden.

Weil das Reich Gottes kommt, verschieben sich auch sonst die Maßstäbe. Da zählt nicht die absolute Menge, sondern wie sehr man sich selbst zu vergessen bereit ist: „Diese Witwe hat mehr als alle in den Gotteskasten gelegt“ (Mk 12,43). Ihre zwei Scherflein, die ihr ganzes Hab und Gut waren, wiegen alles auf; denn sie hat ihr ganzes Dasein in die Hand Gottes gelegt. Weil das Reich Gottes nahe ist, wendet Jesus sich denen zu, die, aus welchen Gründen auch immer, am Rand stehen. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken“ (Mk 2,17). Ihnen vor allem gilt sein Augenmerk und die frohe Botschaft vom Kommen Gottes. Das ist aber nicht ausschließend gemeint. Jesus wollte zusammenführen, nicht abgrenzen und ausgrenzen. Das Schubladendenken, das Gegner braucht, um zu sich selbst zu kommen, und aus dem Bewusstsein, anders als andere, modern gesprochen „alternativ“ zu sein, seinen Honig saugt, war nicht seine Sache. „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns!“ (Mk 9,40). Jesus war das Gegenteil eines Fanatikers.

Deshalb ließ er sich auch nicht einspannen in nutzlose Debatten. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (Mk 12,17). Das Politische verlangt seinen Preis. Den Pflichten, die sich daraus ergeben, soll man sich nicht verweigern. Die öffentliche Ordnung und das allgemeine Wohl hängen daran. Doch ist dies kein absolutes Gesetz. Daneben stehen

die Pflichten gegen Gott. Beides gegeneinander auszuspielen, wäre Unrecht. Weil das Reich Gottes bevorsteht, hat Gott ohnehin das letzte Wort. Angesichts der Vorläufigkeit unseres Daseins wäre es albern, sich zu verkämpfen.

Auch zurückzuschauen wäre sinnlos. Das sagt Jesus gelegentlich in schockierender Härte: „*Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden*“ (Mk 12,27). „*Lass die Toten ihre Toten begraben*“ (Mt 8,22). Es hat keinen Sinn, der Vergangenheit nachzuhängen. Wir leben im Hier und Jetzt, und wir sollen nach vorn schauen. Die Herausforderung, die das bedeutet, ist groß genug. Angesichts der vergebenden Güte Gottes haben wir den Rücken frei und können und sollen das Vergangene vergangen sein lassen. Das ist auch eine Mahnung, sich gegenseitig zu vergeben.

Selbstverständlich verlangen solche Sprüche auch Deutungen. Sie wollen situationsgerecht angewendet werden, genau wie Jesus es am Beispiel des Sabbatgebots gezeigt hat. Das war in der Geschichte ihrer Wirkung nicht immer der Fall. „*Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden*“ (Mk 10,9). Es ist nicht zwingend, dass diese Regel nur die Ehe meint und daraus ein schwieriges Gesetz wird. Die Ehe ist keine Schöpfungsordnung, sondern ein „weltlich Ding“. Es kann der Zufall sein, der Menschen zusammengeführt hat, ein glücklicher Zufall, für den man zeit-lebens dankbar ist, aber auch ein unglücklicher Zufall, den man zu korrigieren das Recht und manchmal sogar die Pflicht hat. Das ist ganz anders bei Eltern und Kindern. Es ist schrecklich, wenn sie getrennt werden. Hier gilt die Schöpfungsordnung. Auch Geschwister haben sich nicht ausgesucht. Sie sind von Gott zusammengefügt und sollen sich nicht scheiden.

Daraus folgt keineswegs, dass man sich von seiner Herkunft nicht lösen darf, ja sogar muss, um auf eigene Beine zu kommen. Jesus ist nicht in Nazaret geblieben, sondern ging an den See Gennesaret nach Kapernaum und in die umliegenden Orte. Dort berief er seine Schüler: Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes und die anderen. Auf seine Herkunft angesprochen, entgegnete er: „*Ein Prophet ist nirgends verachtet außer in seiner Vaterstadt und in seinem Hause*“ (Mk 6,4). Und was seine unmittelbaren Bezugspersonen betraf, verwies er auf jene, die ihm auf seinem Weg folgten:

„Siehe, das sind meine Mutter und meine Brüder“ (Mk 3,34). Auch hier zeigt er eine große Freiheit.

Martin Niemöller, der in einer Zeit lebte, als die Kirche noch ein mächtiger gesellschaftlicher Faktor war, und der genau das auch verkörperte, war dafür bekannt, dass er bei Entscheidungen sich und anderen die Frage stellte: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Diese Faustregel war etwas zu einfach, wie man spätestens im Rückblick sieht. Denn die Frage lässt sich unterschiedlich beantworten. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind“, da gehen die Meinungen auseinander. Der Rabbi Jesus hat uns kein Regelwerk hinterlassen. Lieber hat er seine Hörer provoziert. „Was würde uns Jesus fragen?“ wäre deshalb eine bessere Faustregel. Die Antwort müssen wir selbst herausbekommen. Was wir von ihm lernen können, sind die Maßstäbe. Für Jesus war die kommende Herrschaft Gottes gewiss, und ebenso gewiss war ihm die Güte Gottes. Daraus gewann er eine Freiheit, die ihn zu sicheren Urteilen befähigte und zum jeweils angemessenen Umgang mit der Tora. Die Verbindung von Freiheit und Gewissheit in der Gegenwart Gottes war ansteckend für jene, die Jesus in seine Nachfolge berief. Sie kann es auch heute für uns sein. Amen.

Messias

Sacharja 9,9–10

Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein

Vorl. So. d. Kirchenj., 16. Nov. 2025

Du, Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin. Denn ich will die Wagen vernichten in Ephraim und die Rosse in Jerusalem, und der Kriegsbogen soll zerbrochen werden. Denn er wird Frieden gebieten den Völkern, und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde.

Liebe Universitätsgemeinde,

wenn wir Jesus mit Namen nennen, so tun wir das meistens in der doppelten Form „Jesus Christus“. Damit bringen wir zum Ausdruck, dass wir „Christen“ heißen, weil wir mit Christus eng verbunden sind, uns an dieser Person im Leben orientieren und im Sterben auf sie hoffen wollen. Weniger klar ist uns oft, was beide Namen, besonders der zweite, bedeuten, und welche umfassende Versprechen sich an sie knüpfen. Der Eigenname ist Jesus, ihn hat der jüdische Zimmermannssohn von seinen Eltern bekommen; ein im biblischen Israel und im antiken Judentum verbreiteter, sprechender Name, den es in verschiedenen Varianten gab. *Jeschua*, wie der Name auf Hebräisch lautet, bedeutet übersetzt „Hilfe/Rettung“, zu der man Gott hinzudenken muss, also „Gott ist Rettung“: ein ganz kurzer Satz, in dem die gründenden Erzählungen mitzuhören sind, die den Kern jüdischer Identität ausmachen, vor allem die Errettung aus der Unterdrückung im ägyptischen Sklavendienst und am Schilfmeer vor der Verfolgung durch die Wagen des Pharao. Der Sinn des Namens ist: Gott hilft auch dann, wenn Menschen es aus eigener Kraft nicht schaffen, er tritt für die Rechtlosen und Marginalisierten ein, wenn und weil es sonst niemand tut. Schon in Jesu Eigennamen stecken also ein Zeugnis und ein Bekenntnis zur konkreten, die Not

wendenden Kraft Gottes. Vermutlich haben die Eltern ihrem Sohn jenen Namen nicht nur einfach so gegeben, sondern mit ihm eine unbestimmte Hoffnung unter römischer Besatzungsmacht verbunden: dass es besser werden möge und dass die Unterdrückung enden soll.

Ein solches Bekenntnis erscheint uns heute angesichts der vielfältigen Krisen der Gegenwart und unmenschlicher Gewalttaten vielleicht „naiv“. Man denke nur an die furchtbare Ausgeliefertheit der Einwohner der Stadt Al-Faschir im Sudan an die Milizen oder an die inzwischen zusätzlich zur Drohnenbedrohung unter Gasbrand leidenden Soldatinnen und Soldaten in den Schützengräben der Ostukraine. Gestern war die entsetzliche Meldung zu lesen, dass im post-jugoslawischen Bürgerkrieg der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reiche Europäer und US-Amerikaner als Wochenendtrip gegen Bezahlung auf Zivilisten in der belagerten Stadt Sarajewo schossen. Ich muss nicht weiter ausführen, wie uns das von Menschen verübte Böse geradezu allgegenwärtig vorkommt, während reale Geschichten der Hilfe und Rettung kaum zu hören sind, obwohl wir uns nach ihnen sehnen. Es gehört zu unseren individuellen wie kollektiven Sehnsüchten, dass wenigstens am Ende „alles gut“ werden soll.

Der zweite Name Jesu, „Christus“, passt genau zu dieser Sehnsucht. Er ist die griechische Übersetzung des hebräischen Wortes *maschiach*, wörtlich „Gesalbter“. Auch bei ihm ist – vor dem Hintergrund der meisten biblischen Belege – Gott mit hinzu zu denken, also „der Gesalbte Gottes“. Beim Messias handelt es sich nicht um einen Eigennamen, sondern um einen Titel, eine überindividuelle Bezeichnung für eine Person, die eine wichtige, vor allem politische Funktion innehat: meistens ist damit biblisch der König gemeint. Indem Jesus „Christus“ genannt wird, werden ihm also königliche Züge verliehen. Er ist nicht nur wandernder Lehrer, sondern jemand, an den man weitreichende Erwartungen und Hoffnungen knüpfte: Ein König Judas musste ein Nachkomme Davids sein, dessen Dynastie schon seit Jahrhunderten nicht mehr regierte. Er sollte umfassend Gerechtigkeit verwirklichen und besonders den Armen und Elenden zu ihrem Recht verhelfen. Er galt als Friedensbringer, nicht nur für das kleine Juda, sondern mit weltweiter

Resonanz. Und er sollte machtvoll und eindeutig alle Feinde innen und außen niederhalten, wenn nötig mit Gewalt. Manchmal würde das auch nur durch seine wirksamen Worte geschehen, denen sich alle Widersacher beugen müssen. Das Handeln des Gesalbten war nicht leise oder undeutlich, sondern sollte sichtbar alle schlechten Verhältnisse zum endgültig Guten wenden. Es ging und geht bei der Bezeichnung Christus um handfeste Veränderungen der Realität, eine Politik im Sinne des barmherzigen Schöpfers. Christen haben diese Erwartungen schon früh neu gefasst, als individuellen Glauben an Jesus, der Gemeinschaft mit ihm auch über den Tod hinaus verhieß. Noch zu Lebzeiten des Apostels Paulus musste dieser sich der Tatsache stellen, dass der Anbruch der Gottesherrschaft sich verzögerte – bis heute.

Um so misstrauischer sind wir angesichts von selbst ernannten politischen Heilsbringern, die sich öffentlich als von Gott erwählt und von ihm aufgespart stilisieren, um der Welt angeblich Frieden zu bringen, während sie diese tiefer ins Chaos stürzen und Ungerechtigkeit und Lüge vermehren. Für selbst ernannte Erlöser gilt die Mahnung, die der skeptische jüdische Denker Jeshajahu Leibowitz formulierte: „Natürlich, auch ich glaube daran, daß der Messias kommen wird. [...] – der bedeutende Inhalt der messianischen Idee liegt [jedoch] darin, daß das Kommen des Messias auf ewig ein zukünftiges Kommen sein wird. Jeder Messias, der kommt, ist ein falscher Messias.“¹ Ähnlich urteilte der große Kenner der Kabbala und messianischer Bewegungen im Judentum, Gershom Scholem: „[...] die messianische Idee ist nicht nur Trost und Hoffnung. In jedem Versuch ihres Vollzuges brechen die Abgründe auf, die jede ihrer Gestalten ad absurdum führen. In der Hoffnung leben ist etwas Großes, aber es ist auch etwas tief Unwirkliches.“²

¹ Jeshajahu Leibowitz mit Michael Shashar, Gespräche über Gott und die Welt, Insel Taschenbuch 1568, Frankfurt a.M. 1994, 154.

² Gershom Scholem, Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum. Mit einer Nachbemerkung: Aus einem Brief an einen protestantischen Theologen, in: Ders., Über einige Grundbegriffe des Judentums, edition Suhrkamp 414, Frankfurt a.M. 1970, 121-170: 166f.

Diese Einschätzungen berühren einen entscheidenden Unterschied zwischen Christentum und Judentum: Während wir Christen daran festhalten, dass in Jesus der Messias bereits gekommen ist und die Welt neu in Gottes Licht gestellt hat, sind jüdische Menschen mit nachvollziehbaren Gründen genau an dieser Stelle skeptisch, nicht zuletzt, weil sie auf eine lange Geschichte gescheiterter Verwirklichungen der Messiaserwartung zurückblicken. Gescheitert, weil mit dem Messias eine Verwandlung der Realität eintreten müsste, in der sich erfüllt, was auch noch die christliche Johannes-Apokalypse im Rückgriff auf das Jesajabuch verspricht: „Und er wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen (Apk 21,4, vgl. Jes 25,8). Unter dem Vorbehalt der Behauptung dieser neuen Realität, von der vordergründig wenig zu sehen ist, stehen wir Christen und müssen uns zu Recht daran abarbeiten, ob unser Glaube dem Anspruch des Messianischen als Weltverwandlung standhält. Im Folgenden möchte ich daher noch drei Fragen zum Doppelnamen Jesus Christus anreißen, die uns Christen beschäftigen müssen:

1. Die Frage „Wer bin ich?“, die Jesus an uns stellt, ohne sie selbst jemals eindeutig zu beantworten.
2. Die Frage, was es dann bedeutet, „Christ“ zu sein, d.h. jemand, der auf Jesu Frage antwortet „du bist der Christus“.
3. Die Frage, wie wir glauben können, wenn Jesus Christus gerade nicht als Herrscher, sondern als leidender und sterbender und somit auch als eine Art „Gegen-Messias“ erscheint.

1. *Jesu Frage „Wer bin ich?“*: Am entscheidenden Wendepunkt der Handlung des Markusevangeliums, dem Abschnitt Mk 8, 27-33, den wir vorhin als Lesung gehört haben, fragt Jesus seine Jünger: „Für wen halten mich die Leute?“ Die Antworten sind vielfältig: Manche denken, er sei der Täufer Johannes, den Herodes Antipas hingerichtet hatte. Andere mutmaßen, Jesus sei Elija, der Prophet, von dem man glaubte, er komme wieder, um dem endgültigen Gerichtstag Gottes den Weg zu bereiten. Daraufhin fragt Jesus sie noch einmal: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Und Petrus sagt: „Du

bist der Christus/der Messias.“ Jesus hält nicht dagegen, bestätigt es aber auch nicht. Vielmehr verpflichtet er die Jünger, mit niemandem darüber zu sprechen. Die historische Forschung ist sich uneins, ob der Evangelist hier aus der Perspektive der späteren Deutung von Jesus als dem Christus spricht, oder ob die Szene noch etwas über Jesu eigenes Selbstverständnis verrät. Zumindest die Zurückweisung des Petrus könnte alt sein. Jesus kritisiert ihn scharf, weil er sich offensichtlich einen leidenden und schwachen Messias nicht vorstellen konnte. Klar ist auch, dass die Bezugnahme auf das künftige Leiden, die Verurteilung, den Tod und die Auferstehung alles vom unerwarteten Ende der Geschichte Jesu her aufschlüsseln. Hier meldet sich eindeutig die Perspektive Späterer. Historisch ist ja der sichere Ausgangspunkt für die Deutung als Christus die Kreuzesinschrift, nach der Jesus als „König der Juden“ und d.h. als jemand hingerichtet wurde, der der Rebellion gegen Rom bezichtigt wurde.

„*Wer denkt ihr, bin ich?*“ Die Frage, die Jesus stellt, vielleicht ja auch an sich selbst, ist auch uns noch aufgegeben. Es ist umsichtig, dass der biblische Text uneindeutig bleibt. Ist Jesus Christus für uns Glaubende und Zweifelnde des 21. Jahrhunderts jemand, an den wir uns binden wollen wegen der Aussicht, dass unsere erschütterten Gewissheiten doch noch beruhigt werden können? Es kommt entscheidend darauf an, dass wir ehrlich antworten angesichts einer Welt, in der so vieles gegen einen gekommenen Messias spricht. „*Wer denkt ihr, bin ich?*“ Offenbar ist die *Suche* nach einer Antwort viel entscheidender als jedes vorschnelle Finden. Es gibt nicht die für jeden jederzeit richtige Antwort. Mk 8 kann auch so gelesen werden, dass Jesus zum Zeitpunkt seiner Lebenswende, vor der Passion, selbst nicht wissen konnte, wer er sein würde vor Pilatus, im Garten Gethsemane und am Kreuz. Die Bibel ist gerade darin vertrauenswürdig, dass sie uns keinen Übermenschen präsentiert.

2. „*Was heißt es dann, sich als „Christ“ zu verstehen?*“ Gerd Theissen hat in seinem Buch „Die Religion der ersten Christen“ deutlich gemacht, wie Jesu Verkündigung der anbrechenden Gottesherrschaft eine Umformung

bisheriger Herrschererwartungen darstellte. Die drei entscheidenden Elemente „theokratische Macht, Herstellung von Frieden, Überwindung der Feinde“ wurden in der Jesusüberlieferung und in weiteren frühchristlichen Schriften „nicht nur mit einem einzigen Herrscher verbunden [...], sondern mit Anhängern Jesu, also mit kleinen Leuten aus dem Volk.“³ Es geht um eine Mitregentschaft oder Teilhabe aller Christen am messianischen Werk Jesu. Dann wäre, *was wir konkret an Gutem zu tun versuchen*, entscheidend, ob sich die Frage nach Jesu Messianität bestätigt oder nicht. Insbesondere die Bergpredigt und ihr Ideal der Nächstenliebe, die zur „Fernstenliebe“ wird, sind hier zu nennen. Theißen verweist auch auf das Ideal der Affektkontrolle: „Zum antiken Herrschaftsethos gehört die Kontrolle des Zorns. Wer sich selbst nicht beherrschen kann, kann auch andere nicht beherrschen.“⁴ Das klingt angesichts der demonstrativ zur Schau gestellten Emotionalität politischer Botschaften, wie sie heute üblich ist, sehr relevant. Dagegen ist eine Kontrolle des Zorns als „Selbstbegrenzung der Herrschaft über andere“⁵ für Christen ein wesentliches Kennzeichen ihres Verhaltensideals. Zeigt sich darin etwas Messianisches, besonders wenn es auch auf die Feinde ausgedehnt wird? „Wenn dich jemand auf die rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.“ (Mt 5,39). Der Jesus der Evangelien hat diese zeichenhafte Hingabe vorgelebt: „Der Gottessohn übernimmt freiwillig die [...] verachtete Rolle des Gekreuzigten, um die ‚Feinde‘ Gottes für Gott zu gewinnen! Er will sie verändern, indem er sich wehrlos menschlicher Bosheit und Gewalt ausliefert.“⁶

Eine auf konkrete Mitmenschlichkeit gerichtete Praxis wäre vermutlich auch eine Antwort auf die Anfragen jüdischer Denker an die Belastbarkeit der christlichen Messiasbehauptung. Der Philosoph Emmanuel Lévinas, selbst lange in einem Konzentrationslager interniert, sagt es kurz und bündig: „In einer Welt ohne Gerechtigkeit von Erlösung sprechen heißt vergessen, daß

³ Gerd Theißen, *Die Religion der ersten Christen. Eine Theorie des Urchristentums*, Gütersloh 2000, 128.

⁴ Theißen, *Religion*, 132.

⁵ Ebd.

⁶ Theißen, *Religion*, 133.

die Seele keine Forderung nach Unsterblichkeit ist, sondern eine Unmöglichkeit zu morden – und daß infolgedessen der Geist gerade die Sorge um eine gerechte Gesellschaft ist. [...] Die ethische Ordnung ist keine Vorbereitung, sondern der Zugang zur Gottheit selbst. Alles andere sind Hirngespinnste.“⁷

3. „*Der Glaube an den „Gegen-Messias“*: Mit Jesu Einzug in Jerusalem, einem der Bilder, mit deren Hilfe wir den Advent Jesu wie auch seine Passion feiern, erfüllt sich für die Evangelien die Weissagung aus Sacharja 9,9: „Freue dich sehr, Tochter Zion, juble, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, ein gerechter und einer, der hilfebedürftig ist, arm, und er reitet auf einem Esel, dem Füllen einer Eselin!“ Diese messianische Ankündigung nimmt manch spätere christliche Umwandlungen von Herrschermotivik vorweg: Der Kommende ist ein Gerechter, *der selbst auf Hilfe angewiesen ist*. Im Hebräischen steht nicht wie in der Lutherbibel „ein Helfer“, sondern passivisch *noscha* ‘„ein Befreiter“⁸, einer, der selbst errettet wurde. Er kommt mittellos auf einem ärmlichen Reittier. Durch die Anwendung dieses Bildes auf den Einzug Jesu in die Stadt, in der sich sein Schicksal vollendet, wird das Messianische doppelbödig: Unter den Hosianna-Rufen der Menschen am Straßenrand bricht die Frage auf, wie diese schwache Gestalt die ersehnte Befreiung herbeiführen kann. Die Vorlage Sacharja 9,10 fährt konventionell herrscherlich fort: „Er wird die Streitwagen ausrotten aus Ephraim und die Pferde aus Jerusalem; ausgerottet werden auch die Kriegsbogen. Er schafft den Völkern Frieden durch seinen Spruch, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, vom Euphrat bis an die Enden der Erde.“

Man sieht, dass schon in den alttestamentlichen Bezugstexten beides direkt zusammenstehen kann: Der Hinweis auf einen armen und schwachen Messias, gegenläufig zu den üblichen Erwartungen, und die – notwendige

⁷ Emmanuel Lévinas, *Der Ort und die Utopie*, in: Ders., *Verletzlichkeit und Frieden*. Schriften über die Politik und das Politische, Zürich/Berlin 2007, 171.

⁸ So die Übersetzung in: *Die Schrift 3. Bücher der Kündigung*, verdeutscht von Martin Buber und Franz Rosenzweig, Gerlingen 1978, 741.

– Hoffnung auf die Durchsetzung der gerechten Herrschaft Gottes und seines Gesalbten. Diese paradoxe Struktur eines gleichzeitigen Glaubens an den Christus, der am Kreuz alle Erwartungen zunichte macht, *und* gerade so das Ende aller Gewaltherrschaft verkündet, prägt auch noch uns im 21. Jahrhundert. Der Messias kam und er bleibt doch immer im Kommen.

Mit den Worten Kurt Martis: „Nach wie vor aber steigen aus den Niederlagen und – durchaus auch christlichen! – Trümmern bisheriger messianischer Hoffnungen Gebete, Gesänge einer Erwartung, die sich nicht abfinden kann mit einer Geschichte, die nur immer den Triumph der Mächtigen wiederholt, die Leiden der Schwachen jedoch verachtet, verhöhnt, vergißt. Diese Erwartung ist nicht utopisch, was wörtlich ‚ortlos‘ bedeutet oder: angesiedelt im Noch-Nirgendwo. Diese Erwartung ist, wiewohl in gewandelter, stets neu sich wandelnder Form, *messianisch*. Wie die Welt hat sie ihren Ort in Gott.“⁹ Amen.

⁹ Kurt Marti, Die Psalmen. Annäherungen, Stuttgart 2004, 11.

Mensch
Philipper 2,6–11

Prof. Dr. Martin Wallraff
2. Advent, 7.12.2025

*Christus Jesus war Gott gleich,
hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein;
sondern er entäußerte sich,
wurde wie ein Sklave
und den Menschen gleich.*

*Sein Leben war das eines Menschen;
er erniedrigte sich
und war gehorsam bis zum Tod,
bis zum Tod am Kreuz.*

*Darum hat ihn Gott über alle erhöht
und ihm den Namen verliehen,
der größer ist als alle Namen,
damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde
ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu
und jeder Mund bekennt:
„Jesus Christus ist der Herr“ –
zur Ehre Gottes, des Vaters.*

(Einheitsübersetzung)

Liebe Gemeinde, liebe Schwester, lieber Bruder,
bist Du Mensch? Sind wir alle Menschen? Ja, natürlich, nichts läge mir
ferner als irgend jemandem hier im Raum das Mensch-Sein abzusprechen.
Wir sind Menschen, und unsere Menschenwürde ist unantastbar, wie es
das Grundgesetz ausdrückt, gleich zu Beginn, Artikel 1, Absatz 1. Warum
sollte ich diese Würde antasten und in Frage stellen? Die Menschenwürde
ist und bleibt unantastbar.

Doch man kann sich fragen, was dieser Satz eigentlich besagt, wenn man
daran denkt, wie oft und wie ausdauernd die Menschenwürde nicht nur

angetastet, sondern regelrecht mit Füßen getreten wird, in Kriegen, in Diktaturen, in toxischen Beziehungen.

Und alles das nicht, weil es eben passiert, durch Krankheit, durch Naturkatastrophen, durch Schicksalsschläge, sondern von Menschen gemacht, durch Menschen verursacht, der eine Mensch, der die Würde des anderen antastet, verletzt, zerstört.

Die Menschenwürde ist unantastbar: das ist nicht ein Indikativ, nicht eine Zustandsbeschreibung, eine gegebene Realität, sondern ein Imperativ, eine Aufforderung, eine Norm: Sorgt dafür, dass ihr beim Umgang miteinander ein Minimum an Anstand, an Respekt, an Würde wahrt.

Das ist eine sehr berechtigte Aufforderung. Sie ist von Juristen formuliert, und sie soll – wie so viele Rechtsnormen – das Schlimmste verhindern. Sie will den unteren Rand definieren dessen, was noch menschlich ist.

Juristen müssen so denken und so formulieren. Sie sagen nicht, dass es eine wunderbare Blumenwiese ist, sondern dass man den Rasen nicht betreten darf. Sie sagen nicht, dass die Straße landschaftlich reizvoll ist, sondern dass man nicht schneller als 50 fahren darf.

Aber als Christinnen und Christen dürfen wir das Pferd auch von der anderen Seite her aufzäumen. Das ist das Thema der heutigen Predigt. Was ist das Mensch Sein, vom oberen Rand her gesehen? Wie viel Luft nach oben gibt es da? Was ist würdig an der Menschenwürde?

Der Mensch kann so unendlich viel: Er kann sprechen, denken, handeln, vor allem: lieben, sich öffnen zum anderen. Und: Er ist offen für Gott, er erhebt sich zu Gott, ja: er ist wie Gott.

Das ist eine gefährliche Aussage, liebe Gemeinde. Nicht eine falsche, aber eine gefährliche. Da liegen die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen ganz nah beieinander. „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden.“ (Mt 23,12) Das „Sein wie Gott“ ist die höchste Würde des Menschen und zugleich die größte Gefahr.

Beides steht in der Schöpfungsgeschichte, oder genauer: in den beiden Schöpfungsgeschichten der Bibel. Der Mensch ist gemacht zum Bilde Gottes (Gen 1,27), erschaffen, um zu sein wie Gott. Aber zugleich: „Sein wie Gott“ – das ist die Stimme des Versuchers. Die Stimme der Schlange

beim Sündenfall (Gen 3,5). Wer hoch hinaus will, wer sein will wie Gott – der fällt tief.

Es ist die Versuchung, der auch Jesus ausgesetzt war, ja vielleicht er besonders: Willst du alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit haben? Willst du Herr sein über alles? Das ist die Stimme des Versuchers (Mt 4,8f.).

Jetzt und erst jetzt kommen wir zum Predigttext. Denn man muss wissen, was das bedeutet, wenn es dort heißt: Den Menschen wurde er gleich. Er wurde gefunden in der Erscheinung wie ein Mensch.

So spricht Paulus über Jesus. Es ist einer der ältesten Texte über Jesus, sicher älter als die Evangelien – und vielleicht sogar älter als der Philipperbrief, aus dem er stammt. Neutestamentler nennen den Text den Philipper-„Hymnus“, und damit wollen sie nicht unbedingt sagen, dass er gesungen wurde, also dass es ein Lied war (wie wir es am Anfang des Gottesdienstes gesungen gehört haben), sondern dass es geprägte Sprache ist, eben ein neutestamentlicher Psalm. Der Text hebt sich ab vom Kontext des Briefes und stellt einen ganz eigenständigen Versuch dar, sich – nennen wir es – auf das „Phänomen Jesus“ einen Reim zu machen („Reim“ kann man hier fast wörtlich nehmen). Ein eigenständiger Versuch und, wie gesagt, möglicherweise der älteste überhaupt erhaltene.

Es ist erstaunlich, wie „steil von oben“ er anfängt. Jesus war vielleicht vor zwei Jahrzehnten gestorben, und viele erinnerten sich noch an ihn. Und doch setzt er nicht ein mit der konkreten Erinnerung an einen konkreten Menschen, also etwa: Jesus, den wir kannten, war ein ganz besonderer Mensch, ein denkwürdiger Mensch, der uns viel bedeutete und dessen Bedeutung weit hinausging über einen einzelnen Menschen.

So also nicht. Sondern ganz „steil von oben“: Christus Jesus war Gott gleich. Er hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein. Spätere Generationen haben das meist so gedeutet, dass es hier eine Art Jesus vor Jesus gibt. Also einen Christus Jesus, der schon da ist und dann erst in Maria Mensch wird. Das muss aber nicht sein.

Wie gesagt: Es kann auch schlicht der Versuch sein, sich auf das Phänomen Jesus einen Reim zu machen, und dieser Versuch setzt mit dem ein, was allen klar war, nämlich: Der war wie Gott.

Zu erklären ist dann nicht, warum er *als Mensch* so besonders war. Sondern warum er überhaupt ein Leben führte wie das eines Menschen. Die abgedruckte Übersetzung, die wir auch gesungen gehört haben, ist recht frei. Luther hat übersetzt: „an Gebärden als ein Mensch erfunden.“ Das war zu erklären: warum seine Gebärden, also sein Verhalten und seine Erscheinung waren wie ein Mensch.

Um es zu erklären, verwendet der Psalm ein wichtiges Wort. Es ist die Achse, um das der ganze Text kreist, ja eine ganze theologische Welt. „Er entäußerte sich“. So steht es auch in der heutigen Lutherübersetzung. Im Original bei Luther ganz schlicht: „Er hat sich selbst geäußert.“ Für uns ist „sich äußern“ fast schon banal geworden. Aber wenn man darüber nachdenkt, ist es nicht banal. Aus sich herausgehen, auf den anderen zugehen, und damit auch immer etwas von sich hergeben.

Der griechische Originaltext ist viel radikaler, und genau diese Radikalität brauchen wir: Er hat sich selbst entleert. Er hat sich leer gemacht, ganz leer, auf alles verzichtet, nur noch eine leere Hülle.

Theologen kennen das unter dem Begriff „Kenosis“. Wie das immer so ist, wenn man etwas begrifflich festklopfen will: Das ist nicht ganz falsch, aber ganz richtig ist es auch nicht. Denn Kenosis ist ein abstraktes Nomen, aber hier geht es um etwas anderes: Es geht um ein Verb, *kenóō*, ein Tätigkeitswort, einen Prozess, ein Geschehen. Er hat sich leer gemacht, er hat verzichtet und Raum gemacht, er hat sich geäußert im tiefsten Sinn des Wortes.

Diese kenotische Bewegung ist das Geheimnis unseres Textes. In der Zeile zuvor ist es noch einmal anders ausgedrückt: Er hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein. Wiederum Luther: „er hat es nicht ein Raub geachtet, Gott gleich [zu] sein.“ Ich hätte vielleicht übersetzt: Er hielt das Gott-gleich-Sein nicht für eine Beute. Etwas, das man einsackt, nach Hause trägt und als Schatz hütet.

Das „Sein wie Gott“ ist das Größte und das Gefährlichste am Menschen. Jesus war wie Gott, so meinten die frühen Christen. Und sein Geheimnis war – daran nicht festzuhalten. Das nicht als einen Besitz zu verteidigen. Nicht wie Supermann auf Erden herumzulaufen. Nicht, wie der Versucher

sagte, alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit als allmächtiger König zu beherrschen. Sondern sich ganz leer zu machen. Und zu werden wie ein Mensch. Ganz wie ein Mensch. Mit allem, was dazu gehört. Mit den Gebärden, dem Verhalten, dem Erscheinungsbild. Und mit der Würde eines Menschen, die angeblich unantastbar ist.

Und: Ja, seine Menschenwürde wurde angetastet. Er wurde gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Das ist viel mehr als nur antasten. Die öffentliche Kreuzigungsstrafe war eine besonders grausame und demütigende Art, um Menschen zu Tode zu bringen.

Er entäußerte sich selbst, machte sich ganz leer, bis zur extremsten Form. So beschreibt der Philipperhymnus die Menschwerdung, nicht als ein Idyll mit Krippe, Ochs und Esel. Es ist ein dramatisches Geschehen, ein Prozess bis zur Selbstaufgabe.

Menschwerdung. Wir betonen das Wort eigentlich immer falsch. Hören Sie mal: *Mensch*-werdung. Es muss heißen: *Mensch-werdung*. Denn es geht um ein Tätigkeitswort. Das Werden. Ein Prozess. Ein Geschehen. Nicht das Sein, Mensch-Sein, sondern das Werden.

Wir lehren und wir lernen als ein Dogma, dass Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott *ist*. Das ist wieder so ein Versuch, etwas begrifflich festzuklopfen. Das ist wieder nicht ganz falsch, aber ganz richtig ist es auch nicht. Wir feiern an Weihnachten nicht Jesu Mensch-Sein, sondern seine Mensch-Werdung. Nicht einen Besitzstand, einen Status, einen Schatz, den man als Beute und Raub wegtragen kann. Sondern ein Geschehen.

Vielleicht sollte man besser gar nicht sagen, dass Jesus vor 2000 Jahren Mensch geworden ist. Weihnachten ist nicht Erinnerung an ein historisches Ereignis, sondern es ist ein Prozess, ein Geschehen, das noch längst nicht abgeschlossen ist, das ebenso hinter uns wie vor uns liegt.

Das Beste an Weihnachten ist der Advent. Nämlich die Erwartung dessen, was noch kommt. Das war für uns als Kinder schon so: Geschenke bekommen ist besser als Geschenke haben. Die Weihnachtsfreude ist Vorfreude. Das Beste liegt noch vor uns.

Weihnachten ist nicht etwas Haben, sondern etwas Werden. Das Besondere an Jesus ist nicht sein Mensch-Sein, sondern sein Mensch-Werden. Bist du Mensch? Mag sein. Aber viel wichtiger: Werde Mensch. Gott wurde Mensch, werde du es auch. Werde Mensch, dann wirst du Gott. Amen.

Anhang – wortgenaue Übertragung des Philipperhymnus

5 Τοῦτο φρονεῖτε ἐν ὑμῖν
ὃ καὶ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ,

Dies denkt unter euch,
was auch in Jesus Christus ist:

6 ὃς ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων
οὐχ ἄρπαγμόν ἡγήσατο
τὸ εἶναι ἴσα θεῷ,
7 ἀλλ' ἑαυτὸν ἐκένωσεν
μορφὴν δούλου λαβών,
ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος·
καὶ σχήματι εὗρεθεὶς ὡς ἄνθρωπος.

Er, der in Gottes Gestalt war,
hielt nicht für Beute
das Gott-gleich-Sein.
Sondern er hat sich selbst entleert,
indem er die Gestalt eines Knechtes annahm,
nach Art der Menschen wurde
und der Erscheinung nach befunden als Mensch.

8 ἑταπείνωσεν ἑαυτὸν
γενόμενος ὑπήκοος μέχρι θανάτου,
θανάτου δὲ σταυροῦ.

Er hat sich selbst erniedrigt,
indem er gehorsam wurde bis zum Tod,
zum Tod am Kreuz.

9 διὸ καὶ ὁ θεὸς αὐτὸν ὑπερύψωσεν
καὶ ἐχαρίσατο αὐτῷ τὸ ὄνομα
τὸ ὑπὲρ πᾶν ὄνομα,
10 ἵνα ἐν τῷ ὀνόματι Ἰησοῦ
πᾶν γόνυ κάμψη
ἐπουρανίων καὶ ἐπιγείων
καὶ καταχθονίων

Darum hat Gott ihn auch überhöht
und ihm den Namen geschenkt,
der über jedem Namen [ist],
damit im Namen Jesu
jedes Knie sich beuge,
das der Himmlischen und der Irdischen
und der Unterirdischen,
und jede Zunge bekenne,
dass Herr ist Jesus Christus
zum Ruhme Gottes, des Vaters.

11 καὶ πᾶσα γλῶσσα ἐξομολογήσεται
ὅτι κύριος Ἰησοῦς Χριστός
εἰς δόξαν θεοῦ πατρός.

Erlöser
Hiob 19,23–29

Prof. Dr. Jörg Lauster
4. Advent, 21.12.2025

Ach dass meine Reden aufgeschrieben würden! Ach dass sie aufgezeichnet würden als Inschrift, mit einem eisernen Griffel und mit Blei für immer in einen Felsen gehauen! Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben. Nachdem meine Haut so zer schlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust. Wenn ihr sprecht: Wie wollen wir ihn verfolgen und eine Sache gegen ihn finden!, so fürchtet euch selbst vor dem Schwert; denn das sind Missetaten, die das Schwert straft, damit ihr wisst, dass es ein Gericht gibt.

Liebe Gemeinde,

das Buch Hiob zählt zu jenen biblischen Büchern, die unzählige Nachahmungen und Nachdichtungen gefunden haben. So ist es ein Stück Weltliteratur geworden. Das liegt an seinem Thema. Hiob ist ein Mensch, der zusehen muss, wie alles, was sein Leben ausmacht, einstürzt. Zunächst verliert er Hab und Gut, danach sogar seine Familie, und schließlich wird er selbst von einer Krankheit entstellt. Ausweglosigkeit ist das Thema, das das Buch Hiob in kunstvoller und sprachlich tiefer Fügung behandelt. Das Thema berührt, es wühlt auf und es klopft an eine tiefe menschliche Angst: dass das Leben und die Welt auf einmal und ohne erkennbaren Grund aus den Fugen geraten könnte. Und natürlich trifft diese Angst in das Herz aller Religion. Wenn es einen Gott gibt und wenn dieser Gott ein guter Gott ist, warum gibt es dann diese Abgründe des Daseins, die Mensch und Welt zu verschlingen drohen? Prominente Antworten in der Moderne haben eine klare Antwort. Spätestens seit dem Dichter Georg Büchner halten viele das unverständliche Leiden in der Welt für den Fels des Atheismus. Wenn so

viel sinnlose Ungerechtigkeit zum Himmel schreit, dann ist dort oben offensichtlich niemand, der zuhört.

Es war eine zufällige Fügung, dass just in meinem ersten Semester als Theologiestudent eine Vorlesung zu Hiob angeboten wurde. Der Professor, es war Jörg Jeremias, der leider letztes Jahr verstorben ist, begann mit einer Vorrede, genauer mit einer Entschuldigung. Es sei in seinem Fach, dem Alten Testament, eine edle Tradition, vor dem 60. Lebensjahr keine Lehrveranstaltungen zu Hiob abzuhalten, er wolle es nun dennoch versuchen. Das ist das Schöne bei uns in der Theologie. Es gibt Dinge, für die ist man mit über 50 noch zu jung. Für manche Sachen muss man eben alt und reif sein. Die existentielle Scheu und den großen intellektuellen Respekt vor der Tiefe eines Themas habe ich nicht vergessen. Es ist dies eine seltene, aber edle akademischen Tugend.

Das Buch Hiob widmet sich einer Menschheitsfrage – und gibt eine erstaunliche Antwort. Seinen Weltruhm verdankt das Hiob-Buch nicht der denkerischen Grazilität seiner Lösung der Theodizee-Problematik. Auf die vermeintlich unlösbare Frage, warum es in dieser Welt überhaupt Leiden und Unrecht gibt, haben Denker durchaus kluge Antworten gefunden. Von dem Kirchenvater Augustinus bis zum Philosophen Leibniz und darüber hinaus reicht die Liste an Lösungsversuchen, die aller Ehre wert sind und zum Nachdenken anregen. Das Buch Hiob geht einen anderen Weg. Im Buch treten Hiobs Freunde auf, sie stehen ihm bei, und sie warten mit klassisch theologischen Argumenten auf. Das Leiden sei Strafe für Schuld, aber für welche Schuld? Das Leiden sei eine Prüfung, aber was ist das für eine Prüfung, in der man alles verliert? In der Komposition des Buches erscheint schließlich Gott selbst. In einer berühmten Rede aus dem Sturm verwirft er all diese Antworten. Der Mensch ist zu klein, um Gott zu verstehen, Menschen können nicht ermessen, warum die Dinge geschehen, wie sie geschehen. Die Frage also, warum es Leiden in der Welt gibt, ist falsch gestellt. Warum sollte es kein Leiden geben? Wenn wir das ins Persönliche wenden, wird das, was das Buch Hiob sagt, radikal. Es ist Unsinn zu fragen, warum mir gerade dieses Unglück oder jene Krankheit widerfährt. Mit welchem Recht glaube ich, meinen zu dürfen, dass gerade mir das nicht

widerfahren sollte? Das Buch Hiob dreht die Perspektive um. Es gibt keinen Anspruch an das Leben. Das Leben muss nicht unsere Wünsche erfüllen, Glück ist kein Rechtsanspruch. Das Hiob-Buch empfiehlt: Klage nicht, über das, was du nicht hast, sondern freue dich und sei dankbar für all das, was du hast. Das Leben ist ein großes Geheimnis, und zum Geheimnis gehört auch unweigerlich die Dunkelheit.

Es ist ein Satz, der es aus dem Hiob-Buch zu besonderer Berühmtheit gebracht hat. All dem Dunklen seines Lebens zum Trotz kann Hiob sagen: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“ Im Widersinn des Daseins schimmert die Aussicht auf Erlösung durch. Vom Buch Hiob lernen wir: Antwort und Trost ist nicht dasselbe. Wer Gründe wissen will, warum ihm Dunkles widerfährt, sucht vergeblich. Es gibt keine. Was es jedoch gibt, ist etwas anderes: die Gewissheit, in all dem gehalten und getragen zu sein von einer Kraft, die größer und gütiger ist als wir selbst. Das ist keine Antwort, aber ein großer Trost.

Wer ist dieser Erlöser? An wen oder was Hiob gedacht hat, wissen wir nicht mit letzter Gewissheit. Das hebräische Wort *goel* legt nahe, dass er auf jemanden hoffte, der ihn freikaufte, für ihn eintritt, ihn rausholt aus seinem Elend. An was immer auch Hiob gedacht haben mag, was die frühen Christen dachten, als sie das Buch Hiob lasen, das wissen wir mit hundertprozentiger Sicherheit. Sie haben nicht einmal mit der Wimper gezuckt und waren sich ganz sicher: Dieser Erlöser ist niemand anderes als der Gott, dessen Geburt als Mensch wir in drei Tagen feiern. „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“ heißt: „Ich weiß, dass Jesus Christus lebt und mich erlöst.“

Jesus als Erlöser ist das Herzstück des christlichen Glaubens. Es gibt kein schöneres Bild dafür, als den Christus, der mit ausgebreiteten Armen die Welt und die Menschheit umarmt. Am prominentesten steht dieser Christus als Erlöser auf dem Zuckerhut in Rio de Janeiro, aber er steht auch an zigtausend anderen Plätzen und Kirchen auf dieser Welt. Christus ist der die Welt umarmende Erlöser.

Die Umarmung des Erlösers geschieht auf vielfältige Weise. Die Umarmung ist Vergebung, die Umarmung ist Befreiung. Sie geschieht, wenn die Stricke gelöst werden, in die sich Menschen verheddert haben, verstrickt in eigene

Vorstellungen, versklavt von eigenen Wünschen, Plänen und Hoffnungen. Der schönste Tag im Leben von Studierenden kann manchmal der sein, an dem man einsieht, dass diese oder jene Hausarbeit nie geschrieben werden wird. Was für die kleine Welt der Universität gilt, das gilt auch für das große Leben. Gewiss, ab und zu sollte man schon eine Hausarbeit fertig-schreiben können so wie man überhaupt Dinge zu Ende bringen sollte. Aber man sollte auch durchaus dankbar sein für alle jene Momente, in denen uns unsere Pläne und Vorhaben um die Ohren fliegen. Erlösung ist Freiheit und manchmal auch Freiheit von uns selbst. Der wahre Glanz im Leben von Menschen ist nicht die Summe ihrer Anstrengungen, ein Leben glänzt, wenn es durchsichtig wird auf eine größere Kraft. Den wahren Glanz sehen wir, wenn in Menschen eine Güte und Gnade aufscheinen, die nicht von dieser Welt sind. Die Umarmung des Erlösers ist ein großes Ja über Menschen und über die Welt. In allem Widersinn und Irrsinn der Welt leuchtet eine Güte auf, die trägt und hält. *Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.* In diesem einen Satz steckt der ganze Trost des Christentums. Es gibt einen Grund dieser Welt, der es gut mit uns meint.

Vor zwei Wochen hat der Herr Dekan in seiner Predigt hier gesagt, das Beste an Weihnachten ist der Advent. Was ein Dekan sagt, ist immer richtig. Die Vorfreude, das Gespanntsein, das Auf-etwas-aus-sein ist das Salz in der Suppe unseres Lebens. Das gilt auch für die Erlösung. Erlösung wirft ihr Licht voraus. Der vierte Advent steht liturgisch im Zeichen von Maria. Es ist etwas voreilig, wenn wir als gute Protestanten meinen, mit Maria nichts am Hut zu haben. Maria ist eine wunderbare Gestalt der Vorfreude und der Erlösungsgewissheit, in der die Kraft der Erlösung ihr Licht vorauswirft. Unser Tagesevangelium aus dem Lukasevangelium weiß davon großartig zu berichten. Nachdem der Engel Maria die Geburt des Erlösers angekündigt hat, reist sie zu Elisabeth. Bei dem Evangelisten Lukas heißt es knapp: sie reist ins Gebirge. Die Volksfrömmigkeit hat diese Reise mit schöner Phantasie ausgemalt. Das Lied „Maria durch ein Dornwald ging“ spricht Bände. In einem Dornwald, in dem seit sieben Jahren kein einziges grünes Blatt mehr gewachsen ist, fangen die Rosen an zu blühen, als Maria mit dem Erlöserkind in ihrem Bauch durch den Wald geht.

Gestrüpp, das sich freut und den Erlöser ehrt – die Natur ahnt ihre Erlösung voraus. Als Maria schließlich bei der ebenfalls schwangeren Elisabeth ankommt, wird sie von dieser und ihrem Kind im Leibe freudigst begrüßt. Gesegnet bist du unter den Frauen, gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Unsere katholischen Schwestern und Brüder haben daraus das Ave Maria gemacht, einer der größten Gesänge des Christentums, ein Gesang auch über Gnade und Erlösung. Ave Maria, gratia plena, voll der Gnade. Aus dem Ave Maria steigt hymnisch die Vorfreude auf den Erlöser auf, aus ihm erklingt der tiefe Trost über die unfassbare Güte, die die Welt trägt. Viele Komponisten haben diesen Trost zum Klingen gebracht, eine der berühmtesten und auch schönsten Varianten ist die von Franz Schubert. Es ist das Vorrecht der Musik, das Geheimnis des Trostes in einer Sprache sprechen zu lassen, an die Worte nicht heranreichen. Ave Maria, das ist auch eine Art zu singen: Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Und in diesem einen Satz ist aller Trost enthalten, den wir haben. In ihm enthüllt sich der Sinn unseres Daseins. Güte ist der Grund, warum wir hier sind, Gnade ist die Kraft, die uns führt.

Amen.

Kind
Lukas 2,41–52

Prof. Dr. Daria Pezzoli Olgiati
1. So. n. Epiphanias, 11.1.2026

Jesu Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest. Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn.

Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, wunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.

Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss bei denen, die zu meinem Vater gehören? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte. Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen gehorsam. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Liebe Universitätsgemeinde,

der Text, den wir gehört haben, erzählt eine Geschichte aus der Kindheit Jesu. Sie gehört zu einer Sammlung von Legenden, die das Wirken Jesu als erwachsener Mensch retrospektiv in seiner Kindheit verankern. Zu Beginn seines Evangeliums nimmt Lukas Geschichten auf, die damals bereits zirkulierten. Dabei ging es nicht um eine historische Rekonstruktion der ersten Jahre von Jesu Biografie, sondern um eine Erkundung mit symbolischem

Charakter. Die Kindheitsgeschichten heben die Besonderheit von Jesus hervor, zeigen den Weg auf, der für ihn vorgesehen ist, heben die Inkarnation als Ereignis hervor, das die Beziehung zwischen Gott und Mensch radikal verändert.

Die Episode des zwölfjährigen Jungen im Tempel ist dramatisch erzählt. Im Kern geht es um einen Konflikt zwischen Jesus und seinen Eltern: Sie vertreten zwei diametral entgegengesetzte Perspektiven auf das, was gerade geschehen ist:

Wie jedes Jahr pilgern Joseph und Maria nach Jerusalem und nehmen ihr Kind mit. Die Familie verbringt das Passafest in der Stadt und danach gehen die Eltern den langen Weg nach Nazareth wieder zurück. Jesus ist nicht mit ihnen, Maria und Joseph gehen davon aus, dass er mit Gefährten aus ihrem Dorf unterwegs ist. Sie laufen deswegen gleich einen Tag lang zurück, um zu sehen, ob sich Jesus tatsächlich mit Verwandten und Bekannten aufgehalten hat. Leider finden sie ihn nicht, und, angespannt, laufen sie nochmals bis Jerusalem. Endlich finden sie ihn dort.

Jesus sitzt im Tempel und unterhält sich mit den Gelehrten. Maria – ich denke sehr erleichtert – spricht ihn an. Ihre Angst verdichtet sich in einen Vorwurf. Eine bescheidene, unerfahrene, arme Mutter, die nun seit bald einer Woche zu Fuß ihren Jungen verzweifelt sucht, adressiert ihn ohne zu zögern: „Mein Kind, warum hast du uns das getan?“ Was für eine banale Unterbrechung in einer so besonderen Situation, dem Gespräch zwischen der intellektuellen Elite des Tempels und einem zugegebenermaßen begabten Adoleszenten. Jesus erwidert entsprechend: Er habe Wichtigeres zu tun, als den Eltern nachzurennen. Er sei gerade bei denen, die seinem Vater gehören.

Doch geht der Zwölfjährige mit seinen Eltern nach Hause zurück, und, wenn wir dem Text folgen, benimmt er sich gut, macht, was man von ihm erwartet, ist gehorsam, mindestens für einige Jahre.

Diese Passage aus dem Lukasevangelium ist malerisch, wir können unmittelbar die Perspektive der zwei Figuren verstehen und die Differenz zwischen der Mutter und dem Jungen nachvollziehen.

Maria hat eine schwierige Erfahrung hinter sich. Die Ankündigung einer außerordentlichen Geburt durch einen Engel, die belastete Heirat mit Joseph, dann die Geburt unter schwierigen Umständen. Auch die Darstellung Jesu im Tempel, was eigentlich etwas Erfreuliches hätte sein sollen, endet mit Simeons Aussage, dass durch ihre Seele ein Schwert dringen sollte (Lk 2,35). Sie habe immer versucht, über alle unerklärlichen Ereignisse, in die sie involviert war, in ihrem Herzen nachzudenken, nicht zu urteilen, offen zu sein. Aber dieses Kind allein in Jerusalem, ohne ihr ein Wort zu sagen, die Angst um ihn, die vielen Marschtage, die Unsicherheit, ob sie ihn wieder finden würde ...

Auch Marias Geduld hat eine Grenze. Ihre Emotionen kommen in der Frage hoch: „Mein Kind, warum hast du uns das getan?“ Und Jesus, trotzig, macht klar, dass sie und Joseph nichts verstehen, – doofe Eltern halt – dass sie nicht realisieren, wer er wirklich ist. Er fragt aufgeregt zurück, warum sie ihn überhaupt gesucht hätten. Er müsse unter den Gelehrten weilen, jenen, die zu seinem – eigentlichen – Vater gehörten. Dort werde er als gleichwertiger Gesprächspartner oder sogar als Lehrer anerkannt. Joseph kommt gar nicht zu Wort. Er wird sich wohl gefragt haben, wie die verschiedenen Vaterrollen in seiner Familie zu verbinden seien.

In seiner Bearbeitung dieser ihm vorliegenden Kindheitslegende verbindet Lukas diese Kindheitserzählung mit zentralen theologischen Themen: Maria, und mit ihr Joseph, werden als Menschen dargestellt, die einen starken Bezug zu ihrer Religion, dem Judentum, pflegen. Sie sind fromm, halten sich an die Vorschriften und Bräuche, reisen nach Jerusalem, feiern die Feste mit den entsprechenden Ritualen, sie sind in ihrer Tradition verwurzelt. Jesus hingegen, der in dieser Geschichte zum ersten Mal im Lukasevangelium das Wort ergreift, hebt hervor, dass er für etwas Neues, für eine Offenbarung steht. In der Gestalt eines Adoleszenten bricht er die eingespielten Regeln der Eltern, hinterfragt Annahmen, die als selbstverständlich gelten. In diesem Sinne kündigt der weise Zwölfjährige, der sich mit den Gelehrten im Jerusalemer Tempel unterhält, seine künftige Rolle als erwachsener Mensch, Rabbi, Messias und Erlöser an.

Ich finde es erstaunlich, dass das Neue, das Unerwartete, das was die Tradition hinterfragt, gerade von einem Jungen thematisiert wird. Und dass seine Eltern nicht verstehen, wie relevant das ist, was er sagt.

Die Verknüpfung einer Christologie mit einer Kindheitslegende eröffnet einen anderen Blick auf die Familie, die in der Tradition als die *Heilige Familie* bekannt wurde. Darüber gibt es einen umfangreichen Erzählstoff, vor allem in den apokryphen Traditionen. Im Neuen Testament kommt dieses Motiv nur im Lukas- und im Matthäusevangelium vor, in der Darstellung unterschiedlicher Episoden über Jesus als Kind.

Diese Erzählungen kündigen die Bedeutsamkeit seines Lebens schon vor der Geburt an, sie verorten ihn in einem bestimmten genealogischen und sozialen Kontext. Darüber hinaus erkunden sie die Mitglieder, die Gedanken und die Emotionen dieser außerordentlichen Familie. Sie betonen die Relevanz der Inkarnation: Jesus wurde als Mensch geboren und wie ein Mensch entwickelte er sich von den Babyjahren durch die Kindheit bis zum Erwachsenenalter. Und schon in dieser Lebensphase zeigt sich, dass Jesus jemand ist, der anders ist.

Im Laufe der Rezeption wurden die Kindheitsgeschichten aus den unterschiedlichen Evangelien miteinander verbunden und chronologisch angeordnet: Die Verkündigung, die Geburt, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, die Beschneidung, die Flucht nach Ägypten, und die Geschichte, die wir heute gelesen haben.

Diese Darstellungen werden verbreitet auf vielfältige Weise: In der darstellenden Kunst und in der Musik spielen sie eine wichtige Rolle, aber auch in anderen Darstellungsformen und Medien. Das Aufstellen von Weihnachtskrippen oder Theaterinszenierungen um Weihnachten gehören dazu.

Die häufige Darstellung der malerischen Kindheitserzählungen haben die Heilige Familie zum vertrauten Motiv gemacht. Seit dem 16. Jh. wird diese Familie zunehmend als Ideal der Kernfamilie – bestehend aus Vater, dem Ernährer, der Mutter, der Fürsorgenden, die die Familie pflegt, und dem gehorsamen Kind – propagiert. Er ist erstaunlich, dass gerade diese Familie zum Ideal einer bürgerlichen Familienkonstellation stilisiert wurde. Denn,

wie auch im heutigen Text klar wurde, ist die Familie Jesus von grundlegenden Spannungen charakterisiert.

Joseph ist eine ambivalente Figur: Er wird als alter Mann dargestellt, der Maria nicht im Stich lässt, die Verantwortung für ein Kind übernimmt, das nicht von ihm stammt. Maria, ihrerseits, übernimmt eine sehr schwierige Aufgabe: Ein Kind zu erziehen, das für den Tod am Kreuz, die Todesstrafe, bestimmt ist. Das Schwert, das Simeon ihr vor angekündigt hatte, war ernst gemeint. Jesus, wiederum, ist kein Familienmensch. Er verlässt seine Eltern und widmet sich seiner Mission. Also eigentlich gibt es hier wenig, was an Harmonie und Idylle erinnert.

Diese Heilige Familie, die ambivalent ist, wird auch in der heutigen Zeit intensiv rezipiert und in verschiedensten Arten gedeutet. Man findet sie im Film, in der Werbung, in den sozialen Medien, auf politischen Plakaten. Sie wird adaptiert, beansprucht, ausgehandelt, auseinandergenommen. Diese spannungsvolle Familie ist zur Folie geworden, auf der die gelebte Familie gelesen wird. Und: Familie geht alle an. Familie ist mit vielen Erwartungen verbunden, Familie ist zugleich ein Sehnsuchtsort wie eine tägliche Herausforderung.

Die Kindheitslegenden verorten die Menschenwerdung Gottes gerade in dieser menschlichen Gemeinschaftsform: Die Geschichte, die wir heute gehört haben, verortet die erste Aussage Jesu in einem Streit zwischen einer besorgten Mutter und einem selbstbewussten Zwölfjährigen. Diese zweitausendjährige Legende birgt einen Wahrheitskern in sich, der noch heute relevant ist: Familiäre Auseinandersetzungen können ein Ort sein, in dem neue Horizonte der radikalen Veränderung ans Licht kommen. Amen.



Auferstandener

Johannes 20,11-18

Prof. Dr. Christine Jacobi

3. So. nach Epiphanias, 25.01.2026

Liebe Gemeinde,

ich erinnere eine Begegnung während meines Vikariats in einer großen Berliner Gemeinde. Der Sonntagsgottesdienst war gefeiert, die Kirche leer, ich war dabei, den Talar abzulegen, da trat eine Frau von draußen in den Kirchraum. Sie bat mich um ein Gespräch, und wir setzten uns auf eine der leeren Kirchenbänke. Blickten gemeinsam auf den stillen Altar, auf dem noch die Kerzen brannten. Sie begann direkt mit einer Entschuldigung: „Ich bin so traurig. Am Donnerstag ist mein Mann gestorben. Ich wollte eigentlich in den Gottesdienst kommen, aber jetzt bin ich zu spät. Ich war vorhin spazieren, habe den Weg genommen, den ich früher immer mit meinem Mann gegangen bin. Heute musste ich alleine gehen. Wir waren 55 Jahre verheiratet.“

55 Jahre sind eine lange Zeit. Ich kann mir vorstellen, wie sehr die beiden zusammengewachsen sind über die Jahre, wie sie eine Einheit bilden. Jetzt ist diese Einheit zerrissen. Der Faden, der beide miteinander verbunden hat, ist durchtrennt. Jetzt, da er weg ist, wird der Mann für die Frau zu einer überpräsenten, alles einnehmenden Größe in ihrem Innern. Die Zeit scheint verzerrt, die Welt entrückt und entfremdet. Alles hinter einer Glaswand. Wir blicken wieder stumm zum Altar. Der Raum hallt noch nach vom Gottesdienst, ist ein durchbeteter Raum. Draußen strahlt die Mittagssonne.

Die Frau sagt zu mir: „Alle sagen immer, ich bin so stark, dabei bin ich überhaupt nicht stark. Ich muss so viel weinen. Christen glauben ja, die Toten sind bei Gott. Ich bin ja auch evangelisch. Aber das tröstet mich nicht, zu denken, dass mein Mann bei Gott ist. Ich will, dass er bei mir ist!“

Ja. Das Argument ist schlagend, ich kann nur nicken. Es tröstet nicht, diese Auferstehungsbotschaft, jedenfalls nicht jetzt, nicht, wenn Sonntag ist und am Donnerstag der Mann gestorben ist, mit dem man 55 Jahre verheiratet war.

Des Nachts auf meinem Lager suchte ich, den meine Seele liebt. Ich suchte, aber ich fand ihn nicht. Ich will aufstehen und in der Stadt umhergehen auf den Gassen und Straßen und suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte, aber ich fand ihn nicht. Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen: »Habt ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?«

Hoheslied 3,1-3

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

Johannes 20,11–13

Das Suchen, das Umherirren des Nachts durch die Straßen. Das Fragen: „Habt ihr ihn gesehen?“ Der Evangelist Johannes bildet die Szene des Ostermorgens entlang des Hohenlieds, des Liedes der Lieder, einer Sammlung von Liebesliedern im Alten Testament. Maria erscheint als eine liebende, ihren Geliebten suchende, trauernde Frau.

Sie sucht Jesus. Ich kann mir vorstellen, dass auch sie genau wie die Frau, die mich am Sonntag nach dem Gottesdienst aufsuchte, von der Auferstehungsbotschaft als solcher kein bisschen getröstet wäre. Die ungeheure Lücke bleibt. Auferstehung ist eine Zumutung, kann Empörung und Wut auslösen. In den Worten der Frau kommt mir fast etwas wie Eifersucht entgegen: „Gott, du nimmst mir meinen Mann weg, ich will aber, dass er bei mir ist und nicht bei dir!“

In der Psychologie wird Trauer oft als wichtiger, vorübergehender Zustand beschrieben, der aber von dem „Normzustand“ abweicht, auch pathologische Züge annehmen kann und dann behandlungsbedürftig ist. Wichtig scheint zu sein, dass sich die Trauer in geordneten Bahnen vollzieht, nicht aus dem Ruder läuft. Andernfalls spricht man von einer eingefrorenen

Trauer oder sogar von einer Trauerpsychose, wenn Trauernde sich abschotten und die Realität nicht mehr in ihre eigene hermetische Welt einlassen. In der Geschichte der historischen Jesusforschung ist die Ostererfahrung, das Erscheinen des Auferstandenen vor den Jüngern, unter anderem als eine solche fehlgeleitete Trauerbewältigung gedeutet worden, als Kompensation für einen übermächtig empfundenen Verlust, ausgelöst durch die tiefe emotionale Erschütterung der Jünger. Die Erscheinungen des Auferstandenen seien Visionen der Jünger gewesen, die damit ihre Schuldgefühle und ihre Trauer gleichsam pathologisch verarbeitet hätten. Ostern als unbehandelte Psychose, das Christentum als Folge einer Halluzination.

Mir scheint, diese neuzeitliche Deutung von Ostern ist tief verwurzelt in einer rationalisierenden Geschichtsauffassung. In der Historiographie, der Geschichtsschreibung, sind die Bedeutung kollektiver Trauer und Leiden lange verdrängt oder durch übergreifende Sinnkonstruktionen neutralisiert worden. Trauer für sich genommen begegnet höchstens als Randphänomen, keine ernstzunehmende Kategorie historischer Erkenntnis, kein Thema historischen Denkens. Im Grunde werden Leid und Trauer nicht *ausgehalten* und deswegen *herausgehalten* und deutend eingehegt. Die etablierte Geschichtsschreibung versteht Geschichte vor allem als Orientierung für das Handeln: entweder exemplarisch (*historia magistra vitae*) oder – im modernen Denken – als Deutung zeitlicher Entwicklungen, die die Gegenwart verständlich und die Zukunft erwartbar machen. Weiter geht's, nur nicht stehenbleiben, nicht ausharren bei der Lücke.

Beim Trauern geht es aber erstmal um das Stehenbleiben. Das Aushalten des radikalen Verlusts, das Wahrnehmen der zurückbleibenden Leere. Trauer entzieht sich Sinnzuschreibungen und vernünftigen Erklärungen. Weder psychologische Modelle der „gelingenden“ Trauerbewältigung noch historisch-kritische Rationalisierungen können den unmittelbaren Schmerz neutralisieren. Ja, er entzieht sich sogar der Auferstehungsbotschaft. Gerade sie erscheint wie ein vorschnelles, empörendes Sinnangebot, keine Kompensation, sondern eine Zumutung gegenüber der existenziellen Wirklichkeit des Verlusts.

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein und sieht zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo der Leichnam Jesu gelegen hatte. Und die sprachen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich um und sieht Jesus stehen und weiß nicht, dass es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir: Wo hast du ihn hingelegt? Dann will ich ihn holen.

Johannes 20,11–15

Hier fällt auf, was *nicht* geschieht. Maria wird nicht korrigiert. Niemand sagt ihr: „Du irrst dich, dein Herr ist doch auferstanden.“ Die Engel fragen nicht nach ihrem Glauben, sondern nach ihrem Weinen: „*Frau, warum weinst du?*“ Und dann der Auferstandene. Er erscheint nicht in Herrlichkeit, sondern verfremdet, unerkennbar. Er drängt sich nicht auf, seine Präsenz ist zurückhaltend, gleichsam unscheinbar der Landschaft angepasst, wie ein Gärtner. Auch er fragt nicht nach Marias Glauben, auch er spricht nicht von seiner Auferstehung. Marias Trauer wird weder problematisiert noch schnell geglättet, sondern angesprochen. Sie bekommt Sprache. Maria darf sagen, was fehlt. Sie formuliert keinen Glaubenssatz, sondern einen Verlust: „*Sie haben meinen Herrn weggenommen.*“ Trauer bekommt Raum mit dem Aussprechen dessen, was nicht mehr da ist.

Und dann?

Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und spricht zu ihm auf Hebräisch: Rabbuni!, das heißt: Meister! Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an!

Johannes 20,16f

Dieser Moment der Erkenntnis, der wirklichen Begegnung, ist in der Malerei immer wieder dargestellt worden. Eine dieser Darstellungen finden Sie auf den ausgeteilten Karten (siehe Abbildung am Ende des Textes). Es ist eine

Szene aus dem Leben der Maria Magdalena des italienischen Malers Giotto di Bondone. Das Fresko aus den 1320er Jahren gehört zur Ausstattung der Unterkirche San Francesco in Assisi. Wir sehen das leere Grab mit den zwei Engeln. Sie lenken gestisch und mit ihren Blicken die Aufmerksamkeit des Betrachters nach rechts auf die zwei Gestalten der rechten Bildhälfte. Maria, dunkel gekleidet, unten in gebückter Haltung, beide Arme weit vorgestreckt. Ihre Hände drücken Dringlichkeit aus: ein Begehren nach Gegenwart, nach Gewissheit, nach „Ich will dich wirklich haben, hier, jetzt“. Ihre Hände sind offen, greifend, empfangend, fast klammernd. Sie wollen das, was die liebende Frau im Hohenlied schließlich tut, als sie ihren Geliebten findet: *„Ich ergriff ihn und ließ ihn nicht mehr los.“* Sie wollen ergreifen und nicht mehr loslassen. Neben Maria, noch weiter rechts, schon im Begriff, das Bild zu verlassen, steht Jesus, der Auferstandene. Er erscheint als jemand, der zugleich zugewandt und ungreifbar ist. Obwohl schon halb auf dem Weg fort, blickt er noch einmal zurück, den rechten Arm ausgestreckt und nach unten gerichtet. Ein Zeichen, das nicht eindeutig ist: Ein Segen? eine Schranke?

Es ist ein Abschied, den Giotto hier in verdichteter Form ins Bild setzt. Das erscheint absurd, schließlich ist Jesus gerade von den Toten zurückgekehrt. Warum sollte er nun schon wieder gehen? Dennoch schafft der Auferstandene unzweifelhaft Raum um sich, sein Arm misst Distanz aus. Eine Geste des Zurückweisens. Er will Maria im Bild zurücklassen und sich entziehen, und nicht nur ihr, auch uns, den Betrachtenden. Es entsteht ein Zwischenraum zwischen den beiden Händen Marias und der rechten Hand Jesu. Hier ist das eigentliche Zentrum des Bildes. In der leeren Mitte zwischen den Händen liegt die größte Spannung.

Die Kunst des Erzählers und die Kunst des Malers - beide finden auf je eigene Weise eine Sprache für das Ungeheure. Der Evangelist Johannes, ein Meister der narrativen Leerstellen, schafft genau wie Giotto eine Lücke, einen Zwischenraum. Bei Johannes entsteht die Lücke zwischen Marias Ruf *„Rabbuni“* und Jesu Zurückweisung: *„Berühre mich nicht!“* Denn so erzählt, wird die Anrede durch Maria zum Versuch, Jesus festzuhalten: „Da bist du ja wieder“, könnte man ergänzen und die Leerstelle füllen, „ich erkenne dich

jetzt! Nun wird alles wie früher.“ Jesu Antwort hingegen weist zurück, misst Distanz aus, schafft Raum, betont die Lücke. Jesus ist da und doch schon auf dem Weg fort, hinaus aus der Erzählung. Eine Wiederbegegnung, die aus nichts als Abschied besteht, eine Beziehung, die sich im Moment ihrer Entstehung schon wieder löst. Eine „Grenzsituation“, die um etwas kreist, das zugleich möglich und unmöglich ist: Nähe, die sich in dem Moment, in dem sie aufkommt, wieder entzieht.

Das Unausgesprochene, Ungesagte, das zwischen Marias Anrede an Jesus und dessen „*Berühre mich nicht*“ steht, und der Raum zwischen ihren Händen bei Giotto – diese Leere steht für das Wesentliche an dieser Begegnung. Die Leere ist geradezu zwingend und dürfte aus künstlerischer Sicht auf keinen Fall ausillustriert und zugemalt werden. Was wirklich erreicht – was „trifft“ oder „berührt“ – ist gerade nicht das Verfügbare, sondern das, was sich entfernt.

Mit dem Abschied Jesu und seinem Abwesendwerden beginnt das Erinnern an ihn. Die beiden Künstler, der Evangelist und der Maler, haben dafür einen Sinn. Ohne vorschnell zu erklären, zu trösten und zu deuten, machen sie Platz für den Leser oder die Bildbetrachterin und deren Imagination. Auch die Trauer Marias ist dabei ein unverzichtbarer Prozess, der nicht abgekürzt wird, sondern als Identifikation für uns erhalten wird. Marias Sehnsucht tritt im Text wie im Bild deutlich hervor und gibt der Sehnsucht der Lesenden und Betrachtenden Ausdruck.

Die Leere bleibt also. Aber sie bekommt nun eine neue Qualität, indem sie zu einem bewusst gestalteten, freigehaltenen Raum wird. Nicht die Trauerpsychose der Jünger ist der Anfang des Christentums, sondern dieser erzählte und gemalte freie Raum. Amen.



Assisi, S. Francesco, Unterkirche: Fresko von Giotto di Bondone, Noli me tangere (Detail)

(Quelle: Wikimedia commons)

Die Predigten hielten:

Christoph Levin, geb. 1950, Dr. theol., Dr. theol. h.c., Professor em. für Altes Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Friedhelm Hartenstein, geb. 1960, Dr. theol., Professor für Altes Testament (Theologie des Alten Testaments und Religionsgeschichte Israels in ihrem altorientalischen Kontext) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Daria Pezzoli-Olgiati, geb. 1966, Professorin für Religionswissenschaft und Religionsgeschichte an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christine Jacobi, geb. 1979, Professorin für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

